

Perspektiven der Textgenese bei Paul Celan

GELLHAUS, Axel/HERRMANN, Karin (Hrsg.) (2010): *'Qualitativer Wechsel'. Textgenese bei Paul Celan*. Würzburg: Königshausen & Neumann. 1. Aufl., 246 Seiten.

Die Historisch-kritische Bonner Celan-Ausgabe (BCA), deren Erste Abteilung mit dem letzten Lyrikband und den beiden geplanten Bänden zur Prosa im nächsten Jahr abgeschlossen vorliegen wird, ermöglicht es, die Entstehung sämtlicher Gedichte und Prosatexte Paul Celans in allen überlieferten Textstufen und in allen Einzelheiten des genetischen Prozesses nachzuvollziehen. Der Interpretation vor allem der schwierigen und oft noch immer als hermetisch be- und leider auch verurteilten Lyrik Celans erschließt sich damit eine hermeneutische Dimension, die zu nutzen um so legitimer scheint, als der Autor die Möglichkeit der Einsicht in die Details seines Arbeitsprozesses durch die gewissenhafte Sammlung und Überlieferung der einzelnen Fassungen seiner Gedichte mit vorbereitet hat. In seinem Beitrag zur ‚Konstitution des Gedichtnachlasses‘ im Zusammenhang der Konzeption der Historisch-kritischen Ausgabe, der den besprochenen Band abschließt, weist Rolf Bücher (Bonn) als Mitbegründer der BCA noch einmal ausdrücklich darauf hin, dass deren Siglierungssystem dem Bestand der vom Autor angelegten Mappen folgt und deren Ordnung (von wenigen problematischen Fällen abgesehen) treu reproduziert. Celans eigene Sorgfalt in Bezug auf diese Ordnung verweist dabei gewissermaßen von außen auf die Konzentration, die er bei der Arbeit an seinen Texten und den zahlreichen Übersetzungen der Entwicklung des Wortmaterials hat zukommen lassen. Wer immer, sei es anhand der (im Deutschen Literaturarchiv in Marbach aufbewahrten) Textzeugen selbst oder anhand ihrer textkritischen Darstellung in der BCA, versucht hat, die Genese einzelner Gedichte nachzuvollziehen, wird auf die mikrologische Präzision aufmerksam geworden sein, mit der Celan an und mit der Sprache arbeitet und sein Material Schritt für Schritt in Dimensionen treibt, deren ästhetische Evidenz vor allem in der Spätphase seines Dichtens zunehmend in Widerspruch zu ihrer unmittelbaren Verständlichkeit steht. In einem Brief an Hans Bender vom November 1954 hat Celan diesen bewussten Umgang mit der Sprache im Entstehungsprozess seiner Lyrik: die präzise Erarbeitung des poetischen Kairos, mit dem Begriff des ‚qualitativen Wechsels‘ belegt, um für sich selbst zugleich die Inintelligibilität dieses Umschlagpunktes zu konstatieren: „[...] das Wie und Warum jenes *qualitativen Wechsels*, den das Wort erfährt, um zum Wort im Gedicht zu werden, weiß ich heute nicht näher zu bestimmen.“

Auf der Basis der textkritischen Apparate der BCA, aber auch der diplomatischen Darstellungen der Tübinger Celan-Ausgabe, konzentriert sich der von Axel Gellhaus und Karin Herrmann im Rahmen des Projekts ‚Brain/Concept/Writing‘ der RWTH Aachen herausgegebene Band auf das Problem der *Textgenese bei Paul Celan* – und mit dem Titel ‚Qualitativer Wechsel‘ genau auf jenen Punkt, der dem Autor selbst ausdrücklich ein blinder war. In sieben Beiträgen werden Gedichte Celans aus verschiedenen Phasen seines Werks mit Blick auf den Prozess ihrer Entstehung erschlossen, ein weiterer Beitrag gilt Celan als Übersetzer. Alle Beiträge sind, so das *Vorwort*, „als Prolegomena zu einer anderen Art des Kommentierens zu verstehen, welche die Textgenese als integralen Bestandteil des Kommentars begreift“ (S. 10) und richten sich als solche gleichermaßen gegen die als „Methoden der verharmlosenden Verfälschung“ kritisierten Relativierungen des Gedichts durch seine „Reduktion [...] auf das Episodisch-Punktuelle seiner biographischen Veranlassung“ wie durch „die Anhäufung beliebiger intertextueller Assoziationen“ (S. 10). Mit dem Begriff des qualitativen Wechsels steht im hermeneutischen Focus der vorliegenden Versuche dagegen „die genuine Qualität der sprachlichen Verdichtung“ (S. 10), wie sie im Rekurs auf die textgenetischen Prozesse im Werk Celans

genauer noch als nur durch die Betrachtung allein der veröffentlichten Gedichte soll herausgearbeitet werden können.

Programmatisch auch in diesem Sinne ist der ausführliche Aufsatz von Axel Gellhaus (Aachen) über ‚Konzeption und Textprozesse bei Celan‘, der den Band eröffnet. Er stellt den Versuch dar, seinen metaphorischen Titel ‚Wortlandschaften‘ gleich an mehreren Texten bzw. Textzusammenhängen ins Begriffliche zu überführen und das „kognitive Potential von Dichtung“ (S. 11) herauszuarbeiten: an dem Gedicht ‚Zu beiden Händen‘ aus dem Band ‚Die Niemandrose‘, an dem gesamten ‚Niemandrose‘-Zyklus, an dem Gedicht ‚In eins‘, das diesen Zyklus mit dem ausgegliederten Projekt der ‚Pariser Elegie‘ verbindet, und in einer detaillierten Rekonstruktion des Konzepts der ‚Meridian‘-Rede von 1960. Um sich dem spezifischen kognitiven Potential von Celans Dichtung, wie es sich im Schreibprozess jeweils poetisch realisiert, zu nähern, ergänzt Gellhaus die Dimension der Textgenese um die der ‚Konzeptgenese‘, wobei „(d)er konzeptuelle Prozess [...] als Voraussetzung *und* Resultat textgenetischer Prozesse gedacht werden (muss)“ (S. 11), beide also zirkulär aufeinander verweisen. Die hermeneutische Spannung und Spannweite dieses (Neu-)Ansatzes ergibt sich daraus, dass das Allgemeine: das Konzept, nicht in selbst wiederum allgemeinen Aussagen wie etwa poetologischen Reflexionen (des Autors) gesucht, sondern in seinem Zusammenhang mit dem noch un(auf)gehobenen Einzelnen: seiner Entwicklung aus den allerersten textgenetischen Spuren verfolgt wird: „Das Verfahren entspricht dem einer Explikation des primordialen Bedeutungshorizonts, wie er sich [...] aus empirisch belegbaren ‚Daten‘ und erster poetisch-sprachlicher Fixierung abzuzeichnen beginnt.“ (S. 12) Die vorgebliche Linearität intentionaler Textprozesse in Frage stellend und den Textbegriff erweiternd, rekurriert Gellhaus dabei ausdrücklich auch auf unmittelbar „graphische Befunde“ (S. 12): „graphische Phänomene, die eine Vernetzungsstruktur von einzelnen kognitiven Akten fixieren“ (S. 68) – etwa schon die rein räumliche Anordnung von Wörtern oder Textsplintern auf einem Blatt, aber auch ihre Inbezugsetzung durch Markierungen verschiedenster Art wie Pfeile, Einkreisungen oder Verbindungs- und Trennstriche: sämtlich Verfahren erster Niederschrift, die viele Textzeugen Celans charakterisieren (vgl. im Band die ausgewählten Faksimiles auf den Seiten 52 bis 58) und in ihrer spezifischen Struktur und poetologischen Bedeutung noch nicht angemessen thematisiert worden sind. Gerade der Zyklus ‚Die Niemandrose‘ zeichnet sich dadurch aus, dass „es hier ein hochkomplexes mycelartiges Geflecht von Notizen, Gedanken und Thematisierungsversuchen unter jener Oberfläche gibt, auf welcher sich dann einzelne Gedichttexte zu individueller Gestalt formieren“ (S. 50).

Editionstechnisch ergibt sich daraus notwendig die Frage nach der Möglichkeit einer angemessenen Dokumentation solch „unterschwelliger Textmycele“ (S. 43). Die ebenso innovative wie schwierige editorische Aufgabe, sich dabei weder auf reine Diplomatie zurückzuziehen noch in haltloser Spekulation zu verlieren, sondern die historisch-kritische Darstellung der noch nicht veröffentlichten Zeugen dieser Entwurfsprozesse mit der kommentierenden Rekonstruktion des konzeptuellen Zusammenhangs zu verbinden, soll der geplanten Zweiten Abteilung der BCA vorbehalten sein. Dem müsste ein erweiterter Textbegriff entsprechen: „Die genetische Edition, deren Dokument die (faksimilierte) Handschrift ist, erwiese sich hier zugleich als die buchstäbliche Dekonstruktion des traditionellen Textverständnisses: die faktische Auflösung des (Kunst-)Werkgedankens zugunsten der Annahme kognitiver Prozesse. Deren (mehr oder weniger utopische) Rekonstruktion wäre zugleich der beste aller möglichen Kommentare.“ (S. 43) Dem textgenetischen Rekurs auf den überlieferten Subtext der Gedichte und Gedichtzyklen einschließlich seiner ephemere vorsprachlichen Elemente entspricht mit der darin im-

plizierten Kritik des Werkgedankens Celans eigene Situierung im bzw. gegen den Kontext großer Traditionen und Theorien. So wie in Celans „implizitem Dialog“ mit Philosophen wie Buber, Heidegger und Adorno „stets die individuelle Erfahrung des 'Ephemeren' einer makrotheoretischen Perspektive und ihrem Gestus“ (S. 15) begegne, so sei auch die Sprechhaltung gegenüber den Traditionen von Judentum und Christentum eine wesentlich blasphemische – und gerade diese „antimetaphysisch-irdische Perspektive des 'Ephemeren'“, (S. 29) jene, die den Dialog zwischen dem bestimmenden Allgemeinen und dessen Repräsentanten auf der einen und dem gefährdeten Einzelnen auf der anderen Seite provoziert. Gellhaus rekonstruiert den blasphemischen Impetus dieser Perspektive hier vor allem aus den Frühstadien zur ‚Niemandrose‘. „Am Beispiel der frühen Stadien des Gedichts ‚In Eins‘ kann“ demnach nicht nur intratextuell „gezeigt werden, wie eng dessen Genese mit dem gesamten Komplex der *Walliser/Pariser Elegie* verbunden ist“ (S. 44), sondern, in einer bis auf „morphematische Befunde“ (S. 47) zurückgehenden Rekonstruktion des komplexen intertextuellen Feldes, auch der unreduzierbar politische „Widerspruchssinn des Gedichts“ (S. 48), eine „In-Eins-Fügung“, durch welche „die Aufstände im Europa der Moderne, von der Pariser Kommune über den Beginn der Oktoberrevolution zum Arbeiteraufstand in Wien“ (S. 48) und „die Situation der exilierten Dichter“ (S. 49) aufeinander bezogen werden. „Der rote Faden, der diese beiden Komplexe zusammenhält, ist das Schicksal des Jüdischen Volkes“ (S. 50), das jede Dichtung unweigerlich vor die von Celan am 13. Februar 1962 (vgl. das Faksimile auf Seite 53) als Zitat notierte Forderung des „*Découvrez-vous, mon ami*“: „die Aufforderung zum Bekenntnis“ (S. 47) stellt. Die hermeneutischen Möglichkeiten der Unterschreitung des Werkbegriffs zugunsten eines ebenso komplexen wie präzisen Ineinanders von Text- und Konzeptgenese werden hier um so deutlicher, als mit ihnen auch die quasi sakrale Reinheit fällt, die immer noch auf Celans Dichtung projiziert zu werden pflegt.

Zwar können nicht alle Beiträge des Bandes ohne weiteres auf genau dieses Programm verpflichtet werden, fast allen aber gelingt es, die Textgenese eindrucksvoll für ihre Überlegungen und Ergebnisse in Anspruch zu nehmen. Exemplarisch für einen hermeneutisch engen Zusammenhang von *Textgenese und Textverstehen* sind vor allem Holger Gehles (Aachen) luzide ‚Didaktische Bemerkungen, ausgehend von Celans Gedicht Unten‘. Implizit ein Plädoyer für die Benutzung der Historisch-kritischen Ausgabe selbst in Unterrichtskontexten, zeigt der Aufsatz, wie mit dem in Textstufe H5 (nach der Zählung der BCA) eingeführten Motiv der *spielenden Hand* „ein völlig neues Motiv, eine gänzlich andere Instanz, auch eine andere Dimension von Sinnlichkeit“ (S. 99) den Text zu bestimmen beginnt „und damit auch dem Schreiben eine neue Perspektive eröffnet“ (S. 103) – eine sprachliche und konzeptuelle Wendung, deren fundamentale poetologische Bedeutung allererst aus den textgenetischen Zusammenhängen und den damit eröffneten intertextuellen Bezügen sichtbar wird: so etwa zu einem mit dieser Wendung fast zeitgleichen Brief an Alfred Andersch, wo von einer durch die Goll-Affäre *gelähmten Hand* die Rede ist, aber, zentraler noch, auch zur Poetik Mallarmés, wenn es exakt mit Einführung des Motivs der *spielenden Hand* gerade die *Würfel* sind, die *tagblind* werden. Gehle arbeitet an diesem Motiv zugleich eine Kritik jener verbreiteten Lesart heraus, welche „die Gedichte Celans auf eine elegische oder gar tragische Sprechweise (verpflichtet)“ (S. 102). Der relativierenden Reduktion von Celans Dichtung auf so etwas wie einen elegischen Ton oder gar auf eine tragische Struktur widerspricht dabei nicht nur die Einführung der Instanz einer *spielenden Hand*, sondern, wie gerade textgenetisch gezeigt werden kann, die zeitgleiche Entstehung der „Grundidee“ (108) des Gedichts ‚Matière de Bretagne‘, in dem die Hände als *unerbittliche Jäger* auf „die Ambivalenz des Motivs“ (S. 108) verweisen – und damit über das konkrete Motiv hinaus auf das prinzi-

pielle Problem psychosozial ambivalenter Strukturierungen, wie Celan sie gegen die Abwehrmechanismen von Aufhebung ins kulturell Approbierte oder Auflösung in scheinbar sauber separierte Gegensätze gerade in ihren sprachlichen Manifestationen immer wieder auszuloten versucht (vgl. dazu Schneider 2010:271-282).

Nicht weniger aufschlussreich, aber schon eher ins Interpretative ausgreifend und zugleich schwierige religions- und kulturkritische Fragen implizierend, ist Karin Herrmanns (Aachen) Versuch, ‚Paul Celans Gedicht Blume im Spiegel der Textgenese‘ auf ‚die Tenebrae-Liturgie der katholischen Kirche‘ (S. 87) zu beziehen. Anhand sehr genauer Textbeobachtungen, die der Arbeit des Autors ‚bis in die kleinsten Elemente hinein‘ (S. 79) zu folgen versuchen, vermag Herrmann die von Celan spätestens seit der Bremer Rede von 1958 ausdrücklich behauptete poetologische Position an den Textbewegungen differenziert nachzuvollziehen: ‚Celan steht kein Zauberwort mehr zur Verfügung, allein ein ‚Blindenwort‘ läßt sich finden. Celans Gedicht verweigert die romantische Poetisierung der Welt, da die traditionellen ästhetischen Konzepte vor der Erfahrung des Holocaust nicht bestehen. Celan vertritt eine anticlassizistische Ästhetik.‘ (S. 78) Folgt man der an der Strophe für Strophe abnehmenden Verszahl des Textes sich orientierenden Lesart, ‚das Münden des Gedichts in ein letztes Unsagbares mit dem Eintreten völliger Dunkelheit am Ende der Tenebrae-Liturgie zu identifizieren, wenn schließlich auch die fünfzehnte Kerze gelöscht wird‘ (S. 87), und versteht man die textgenetischen Befunde als ‚Spuren der *allmählichen* Einflußnahme des *Tenebrae*-Komplexes auf *Blume*‘ (S. 88) – Celan entschied relativ spät, ‚Blume‘ im dritten Zyklus von ‚Sprachgitter‘ auf das Gedicht ‚Tenebrae‘ folgen zu lassen (vgl. Anm. 72) –, so drängt sich allerdings um so unabweisbarer das Problem der Dimension dessen auf, was mit dem nicht mehr ausgeschriebenen ‚letzten – einzeiligen – Vers (v)erschwiegen wird‘ (S. 87). Zu fragen wäre, ob das ‚letzte Unsagbare‘ des Gedichts noch ein solches ist, wenn es durch die Herstellung eines bis in die Struktur des Textes mimetischen Bezugs zur Tenebrae-Liturgie als nicht nur ‚Jeremias Trauer über das zerstörte Jerusalem‘, sondern ‚gleichzeitig die Todesverlassenheit Christi symbolisierend‘ (S. 87) vorgestellt wird – ist die rituell zuletzt gelöschte doch nun einmal die Christus-Kerze. Stärker als mit der Figur des paulinischen Christus kann eine Nullstelle nicht besetzt werden.

Textgenetisch fundierte Einsichten und vielfach bedenkenswerte Textbeobachtungen bieten auch die Beiträge von Juliana P. Perez (Sao Paulo), Nadia Lapchine (Toulouse), Gunter Martens (Hamburg), Ton Naaijken (Utrecht) und Therese Kaiser (Aachen), auf die hier im Einzelnen nicht mehr eingegangen werden kann. Deutlich wird an verschiedenen Stellen, dass die Bezugnahme auf Textgenese immer wieder um weitergehende hermeneutische und kulturkritische Reflexionen ergänzt werden muss. Als problematisch können in dieser Hinsicht die Ausführungen Nadia Lapchines gelten, der die beabsichtigte Klärung des Ineinanders von ‚Textgenese und Gedichtgenese im Gedicht Hinausgekrönt‘ mitunter zu einem indifferenten Ineinander von Judentum, Christentum, Mystik, Alchimie und Ethik zu gerinnen droht – Bedeutungsakkumulationen, welche die genauen und durchaus fruchtbar zu machenden Textbeobachtungen teilweise verstellen. Leider weisen auch ihre Überlegungen die Tendenz zu einer Christianisierung der (jüdischen) Dichtung Celans auf, etwa wenn allzu ungebrochen von der ‚Säkularisierung des biblischen Motivs des Abendmahls‘ und in diesem Zusammenhang von der ‚Gleichsetzung der Geschichte mit einer Passion‘ (S. 149) die Rede ist. Klärend wirkt dagegen etwa ein Zitat wie das vom ‚jüdischen Krieger‘ (Celan an seine Frau im Oktober 1965), mit dem Ton Naaijken seine materialreichen Ausführungen über ‚Celans errance-Gedichte im ersten Zyklus von Fadensonnen‘ beginnt, aber auch Juliana Perez‘ Insistenz auf dem unaufhebbar *Kielkröpfigen* diesseits aller religiösen und kulturellen Nivellierungen

des wesentlich jüdischen Motivs der Unversöhntheit, dem Celan gerade in seiner genauen Arbeit an der Sprache immer wieder ätzende Schärfe verleiht. In den Gedichten ‚Mandorla‘ und ‚Einem, der vor der Tür stand‘, denen sich Perez’ *textgenetische Interpretation* widmet, „vermeidet Celan“ demnach ausdrücklich „die Formulierungen, die mit einer messianischen Hoffnung verwechselt werden könnten (z. B. die Anspielung auf die Passionsgeschichte durch Blut und Essig); vor allem aber verschiebt sich der Schwerpunkt des Gedichts [...] zum Prozess des Dichtens.“ (S. 134)

Wo diesem mikrologisch nachgegangen wird, weisen die Aufsätze des Bandes am genauesten auf die hermeneutischen Möglichkeiten von Textgenese bei Celan hin und damit, ihrem Selbstverständnis als Prolegomena gemäß, zugleich auf das noch zu Leistende voraus. Bei aller intensiven Arbeit an den Texten und Textzeugen und den dadurch gewonnenen Einsichten bleiben zentrale Begriffe noch genauer und auch prinzipieller zu bestimmen: so etwa der von Gellhaus eingeführte Begriff der Konzeptgenese in seinem Verhältnis zur Textgenese, so der Status des „mycelhaften Text-Geflechts“ (S. 43) diesseits des veröffentlichten Gedichts und damit Text- und Werkbegriff, so aber auch Celansche Prägungen wie die mehrfach zitierte der *Engführung* und nicht zuletzt die des *qualitativen Wechsels*, dessen oben bereits erwähnte Inintelligibilität für den Autor selbst zum Anlass genommen werden sollte, ihn in seiner Spezifität für Celans dichterisches Arbeiten und den Charakter seiner Lyrik nicht zu voreilig als schon geklärt zu behaupten. In diesem Zusammenhang sollte auch Beda Allemanns Rede von einer „Mutation der poetischen Sprechweise“ bei Celan nicht als Lösung, sondern, wie ursprünglich gemeint, noch immer als Hinweis auf eine Problemlage verstanden werden.

Umso begründeter erscheint das ausdrückliche Plädoyer der Autorinnen und Autoren des Bandes für die Notwendigkeit einer Zweiten Abteilung der Historisch-kritischen Ausgabe. Die vollständige Textdarstellung, die mit der Ersten Abteilung vorliegt, ist das Gerüst, das die textgenetisch-kommentierende Darstellung der vielfachen intra- und intertextuellen Bezüge der Texte Celans in seiner Nüchternheit geradezu provoziert. Der Rekurs auf die Textgenese belegt, wie vor allem Gellhaus an den weit ausgreifenden Prä- und Paratexten der ‚Niemandrose‘ zu demonstrieren vermag, „dass den Apparatbänden der BCA Dokumentationsbände an die Seite gestellt werden müssen“ (S. 50), die diese Bezüge für eine genauere Einsicht in die Produktionszusammenhänge von Celans Lyrik und damit in deren immanente Poetologie detailliert erschließen und hermeneutisch aufbereiten. „Der umfassend angelegte Gesamtkommentar zur Lyrik und Prosa Paul Celans“, so Gehle, „wie ihn die zweite Abteilung der BCA bieten soll, wird [...] solche Verweise systematisch versammeln und als 'Dokumente und Materialien' verfügbar machen, unter Einbeziehung aller bekannten Daten, der nachgelassenen Bibliothek, der nachgelassenen Briefe und weiterer Arbeitsspuren sowie der einschlägigen Ergebnisse der Fachforschung.“ (S. 113) Erst auf dieser Basis wird dem qualitativen Wechsel im dichterischen Prozess auch einer im Prozess der Deutung entsprechen können. Die Celan-Philologie steht vor einem neuen Anfang.

Literaturverzeichnis:

SCHNEIDER, Thomas (2010): Sprache der Entfernung. Überlegungen zu Paul Celans ‚Todesfuge‘. In: Filozofická fakulta Ostravské univerzity v Ostravě (Hrsg.): *Studia Germanistica* 6, S. 271-282.

Thomas SCHNEIDER